Sammlung
gemeinverständlicher
wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Fr. v. Holtzendorff.**

II. Serie.
(Heft 25—48 umfassend.)

Heft 44.

Berlin.
C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
A. Charisius.

Die Philosophie

gegenüber

dem Leben und den Einzelwissenschaften.

Von

C. Hebler,
Professor in Bern.

Berlin.
C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
A. Charisius.

Die meisten Menschen kommen ohne Philosophie im Leben aus; sie würden sich in ihren Zwecken schlecht gefördert durch dieselbe finden. Sehr begreiflich daher, daß die Philosophie kein Scheltwort häufiger zu hören bekommt, als: unpraktisch. Damit ist oft nur gemeint, daß sie keinen, nicht selten aber auch, daß sie einen verderblichen Einfluß auf das Leben ausübe. Ohne mich dabei beruhigen zu wollen, daß diese beiden Vorwürfe einander aufheben oder doch bedeutend einschränken, gebe ich ohne Weiteres zu, daß eine praktische Mangelhaftigkeit der Philosophie oft genug vorgekommen ist, und praktische Verkehrtheiten verschiedener Art ihren Ursprung oder eine nachträgliche Beschönigung in philosophischen Systemen gefunden haben. Diese philosophischen Systeme sind aber wohl etwas unphilosophische Systeme gewesen. Denn die Philosophie ist Erkenntniß oder doch ein aufrichtiges Bemühen darum, und es wäre sonderbar, wenn hieraus dem Leben Schaden und nicht vielmehr Nutzen erwachsen sollte. Sie kann und muß ihm Vortheil bringen, so gewiß als überhaupt unsere Praxis um so vollkommener ist, auf einer je vollkommeneren Erkenntniß ihres Gebietes sie fußt. Mag gleich die Philosophie sich mit noch anderen Dingen befassen, als denjenigen, worauf praktische Leute den größten Werth legen: eine Erkenntniß kann

praktischen Werth haben oder bekommen, ohne daß Jeder es ihr sogleich ansieht; von keiner läßt sich voraussagen, daß sie völlig und immer nutzlos sein werde; und am wenigsten steht hierüber Demjenigen ein Urtheil zu, welcher die fragliche Erkenntniß nicht besitzt. Es kann zwar dem Philosophen begegnen, daß sich ihm für wirkliche Erkenntniß eine vermeintliche unterschiebt: aber hierin hat er so viele Unglücksgenossen, als es Menschen gibt; und je besser und besonnener er seinem eigenen, dem theoretischen, Berufe obliegt, desto zuversichtlicher überzeugt darf er im Voraus sein, mit seiner Speculation so ziemlich diejenigen Schranken einzuhalten, bis zu welchen auch der Praktiker wohl daran thun wird, seinen Blick schweifen zu lassen.

Allerdings aber kann der praktische Erfolg selbst der besten Philosophie, wenn man von einer solchen reden will, nicht ein rascher und unmittelbarer sein. Sie ist und bleibt doch Theorie, während die Praxis eine besondere Anlage und Fertigkeit erfordert, von welcher nicht anzunehmen ist, daß sie immer oder auch nur öfter, in demselben oder in verschiedenen Individuen, Hand in Hand mit der theoretischen gehen werde. Die Philosophie ist überdies eine sehr allgemeine, beziehungsweis abstracte Theorie, die nicht bloß das besondere Gebiet, auf dessen praktische Bearbeitung es gerade abgesehen ist, sondern in demselben Kopfe, mit gleichem Interesse — wenigstens ist's so für sie selbst am besten —, alle Wissensgebiete umfaßt und schon darum nie so weit auf das Einzelne der Dinge und Persönlichkeiten eintreten wird, als zum Handeln nöthig ist. Die richtigsten Einsichten in das Wesen der Natur im Allgemeinen werden wenig helfen, wenn es um die Urbarmachung eines Stückes Land oder um den Bau einer Eisenbahn zu thun ist und die vortrefflichsten Ideen eines philosophischen Ethikers

machen ihn noch lange nicht zum Erzieher oder Staatsmann. Schon der Physiker bewegt sich in Abstractionen gegenüber dem Techniker, der wissenschaftliche Jurist im Vergleich mit dem Beamten: der Philosoph ist noch um eine Stufe weiter vom praktischen Leben entfernt. Eben die andern Wissenschaften sind das naturgemäße Mittelglied, wodurch die Philosophie auf die Praxis einwirkt. Sie ist der letzteren nützlich, indem sie es den ersteren ist.

Daß auch die sogenannte praktische Philosophie unpraktisch sein müsse im angeführten Sinne, scheint ein innerer Widerspruch. Aber auch sie ist ja nur Philosophie über die Praxis, nicht selbst Praxis; auch sie vermag jeden Nutzen, den sie dem Leben zu bringen überhaupt fähig ist, nur mittelst der Unbefangenheit zu leisten, womit sie sich demselben betrachtend gegenüberstellt. Eine Philosophie, die, ohne diese Grundbedingung zu erfüllen, in's Leben eingreifen will, kann so wenig dem praktischen als dem theoretischen Bedürfnisse genugthun. Sie ist die Frucht eines überspannten und zugleich oberflächlichen Idealismus, der, wie er theoretisch die Dinge meistern möchte, auch die Schranken zwischen Theorie und Praxis überrennt, dieser schon von vorn herein einen geheimen Einfluß auf jene verstattet, und eben dadurch die Theorie um die Wirksamkeit bringt, welche sie haben könnte und sollte. Der Philosoph verhält sich zu dem Leben so, wie zu einer einzelnen schwierigen Lage ein Mann, der sich begnügt, sein Urtheil darüber abzugeben, und dadurch oft mehr nützt, als Andere mit ihren zudringlicheren Rathschlägen. Er will kein Lenker unserer Geschicke sein; und ebenso wenig ein Wahrsager, man gebe denn diesen Titel auch dem Astronomen, wenn er den Lauf eines Sternes vorausberechnet hat. Eine etwas größere Macht über den Gang der menschlichen Dinge mag sich der Philosoph den-

noch vielleicht zutrauen, als der Astronom über die Sternenläufe. Da ihn jedoch die Erfahrung lehrt, wieviel dazu gehört, um sogar Entwürfe von der augenfälligsten Nützlichkeit, z. B. in gewerblichen und staatlichen Dingen, gegen Unverstand und Selbstsucht durchzusetzen, so wird er sich bescheiden, den Einfluß, der seinen Ideen gebühren mag, sie von selbst, ohne weitere Nachhülfe von seiner Seite als ihre gehörige Darlegung, und ohne Erwartung eines nahen Erfolges, finden zu lassen. Er wird sich jener langsamen und mittelbaren, aber deshalb nicht minder sicheren und fruchtbaren Wirkung, einer Wirkung in die Ferne so zu sagen, getrösten, welche von kurzsichtigen Menschen nicht bemerkt und darum geläugnet wird. Platon z. B. gilt für einen hinreichend unpraktischen Philosophen, und doch dürfte die ganze Geschichte keinen Eroberer und keinen Gesetzgeber kennen, welcher eine nachhaltigere Wirkung auf die Folgezeit ausgeübt hätte, als dieser Träumer.

Bekanntlich hat derselbe große Mann verkündigt, es werde nicht besser kommen, bis daß die Philosophen Regenten oder die Regenten Philosophen würden. Gut, wenn wir den Ausspruch so deuten, daß dadurch der Philosophie jener mittelbare Einfluß auf das Leben gewahrt, und überhaupt eine vorurtheils- und parteilose Anschauung und Behandlung der Dinge als das Grunderforderniß jeder tüchtigen Praxis bezeichnet werden soll. Die Philosophie hat keineswegs, wie Hegel wollte, erst mit einbrechender Dämmerung, wenn eine Gestalt des Lebens alt geworden ist, ihren Flug zu beginnen; die Eule der Minerva hat andern Brauch, als die gemeine. Wenn aber jener Spruch eigentlich genommen wird, so stehen ihm gerechte Bedenken entgegen, wie sie ein selbst philosophischer König mit den Worten angedeutet hat: wenn er eine Provinz strafen wollte, würde er sie durch Philosophen regieren lassen. Er hätte nur fortfahren

sollen: und wenn er einen Philosophen strafen wollte, würde er ihn über eine Provinz setzen. Und es ließe sich dann erst noch fragen, wer härter gestraft würde, die Provinz oder der Philosoph. Ferner hatte der große König nicht gerade eine gute Art von Philosophen im Auge; mit ihm selbst z. B., dem Philosophen von Sanssouci, ist doch die Welt so übel nicht gefahren, und der Stoiker Mark Aurel war einer der besten römischen Kaiser; diese Männer waren aber allerdings mehr philosophirende Praktiker, als eigentliche Philosophen. Ganz treffend hat Kant das Platonische Postulat beurtheilt: „Daß Könige philosophiren oder Philosophen Könige würden, ist nicht zu erwarten, aber auch nicht zu wünschen; weil der Besitz der Gewalt das freie Urtheil der Vernunft unvermeidlich verdirbt. Daß aber Könige oder königliche (sich selbst nach Gleichheitsgesetzen beherrschende) Völker die Klasse der Philosophen nicht schwinden oder verstummen, sondern öffentlich sprechen lassen, ist Beiden zu Beleuchtung ihres Geschäftes unentbehrlich, und weil diese Klasse ihrer Natur nach der Rottirung und Clubbenverbindung unfähig ist, wegen der Nachrede einer Propagande verdachtlos."

Die Schrift, welcher diese Aeußerung entnommen ist, mag auch gleich dazu dienen, die ausgesprochenen Grundsätze durch ein Beispiel zu erläutern. Die darin aufgestellte Idee des ewigen Friedens war unstreitig eines so großen Denkers würdig; man müßte in einem allzu engen Sinne praktisch sein, um sie als unpraktisch abzuweisen. Aber die Bedeutung und Wirksamkeit solcher Ideen wird besser gewahrt, wenn man sie dem Geist als Musterbilder vorschweben und die Gesinnung von ihnen durchdringen läßt, als wenn man sie mit Hast in's Leben einführt. Kant hat vor allen Dingen mit der Besonnenheit eines Gelehrten den Bedingungen nachgespürt, von welchen

die dereinstige Verwirklichung seiner Idee zu hoffen ist. Er war ferner sowohl praktisch als philosophisch genug, um diesen Bedingungen die rechte Weite zu lassen, und z. B. nicht eine alleinseligmachende Staatsform vorzuschreiben, wohl aber für den schlimmsten Feind alles Friedens den Despotismus zu erklären, in einem Sinne, wie derselbe sich überall einnisten kann, wonach er nämlich nicht in der Staatsform, sondern in der „Regierungsart" besteht. Er hat sich endlich nicht entgehen lassen, daß zur Herstellung der fraglichen Bedingungen, sowie auch zur unmittelbaren Bemühung um den Frieden in einem gegebenen Falle, viel nähere und dringendere Gründe treiben müssen, und glücklicherweise wirklich treiben, als eine so weit in räumliche und zeitliche Ferne hinaus weisende Idee für die Völkerthätigkeit sein kann. Es fehlt ihr an und für sich auch schon der Inhalt, der ein Handeln hervorrufen könnte; weshalb es in der Natur der Sache liegt, daß Friedensprediger ihren Zuhörern, um sie zu begeistern, andere Ziele vorhalten müssen. Friede ist wirklich gar nichts werth, wenn man von den Gütern wegsieht, die seinem Schutze anbefohlen oder unter seinem Schutze errungen werden sollen; er ist werthvoll nur entweder als Mittel, um sich diese Güter zu sichern, oder als Zeichen, daß sie gesichert sind; er läßt sich auch nur eben so allmälig und annähernd wie sie gewinnen. Der ewige Friede im Besonderen kann in's Dasein treten nur als das Gesammtergebniß aller der unzähligen Bemühungen um befriedigende, und eben damit auch friedliche, Zustände im Einzelnen, sowohl was die inneren als was die auswärtigen Verhältnisse betrifft, und ebenso auf dem gesellschaftlicheu und dem religiösen, wie auf dem staatlichen Gebiete. Für diese Bemühungen aber läßt sich unserer Idee natürlich ebenso wenig, wie das nächste Ziel, irgendwelche genügende Anweisung, um es zu erreichen, entnehmen. Verge-

bens würde man versuchen, eine solche aus ihr herauszuklauben: es ist z. B. gewiß nichts einzuwenden gegen die allgemeine Forderung Kant's, daß ein Volk seine inneren Zustände auf eine Art einrichte, welche die Nachbarvölker nicht gefährde, aber dieses Gebot ist noch keine Staatsverfassung, und wenn jenes Volk selbst sich ihm nicht anzubequemen weiß, so werden in der Regel noch viel weniger die sich einmischenden Nachbarn das Rechte und wahrhaft Gute für beide Theile treffen. Die Kantische Idee verliert mit alledem keineswegs ihre Bedeutung; aber sie bedeutet und wirkt genug, wenn sie die Bereitwilligkeit fördert, an befriedigenden Zuständen bei den besonderen Anlässen und mit den besonderen Mitteln zu arbeiten, wo und womit man wirken kann. Unter diesen Friedensmitteln aber wolle man doch auch fernerhin den — Krieg nicht verschmähen, sobald größere Güter, als durch ihn selbst geopfert werden, auf dem Spiele stehen (z. B. nationale Unabhängigkeit). Will die Friedensidee mehr leisten, als ihr hier zugestanden worden, so ist zu besorgen, daß sie weniger ausrichte und eher friedenstörend als friedenstiftend wirke — wofür dann aber nicht Kant und nicht die Philosophie verantwortlich wären.

Wir haben schon im Bisherigen den Verdacht nicht unterdrücken können, daß die von Seiten der Praxis üblichen Vorwürfe gegen die Philosophie mindestens eben so oft einen Fehler der Anklägerin, als der Angeklagten anzeigen dürften, sei es daß philosophische Ideen falsch angewendet, oder — das Gewöhnlichere — daß sie aus Verkehrtheit der eigenen Ideen oder Bestrebungen verworfen werden. Im ersteren Falle geht der Tadel die Philosophie gar nichts an; im zweiten kann er sie nur ehren, und es verlohnt sich, bei ihm zu verweilen. Hört man den unheilvollen Einfluß der Philosophie, so oft sich noch die Praxis in schönem Vertrauen mit ihr eingelassen habe, be-

klagen, so sollte man fast glauben, die Praxis an sich sei ein so unschuldiges Geschöpf wie Adam und Eva im Paradiese: sie ist durchaus nur von einem anderen Wesen verführbar, und dieses kann nur entweder die Philosophie oder die Schlange sein, wenn diese zwei Subjecte nicht geradezu ein und dasselbe sind. Die Philosophie, erlauben wir uns hiegegen zu bemerken, ist von jeher der Sündenbock der Praxis gewesen, die doch augenscheinlich mehr durch Mangel als durch Ueberfluß an Philosophie zu Schaden zu kommen pflegt. Nicht selten ist es eben eine innere Schadhaftigkeit und Ungenüge der praktischen Zustände, was die Menschen zur Philosophie treibt, um Trost und Hülfe bei ihr zu holen, und ihr leicht selbst eine einseitig praktische Wendung gibt. Wo das Leben gar erst einer besonderen Verderbniß anheimgefallen, wie zur Zeit des sinkenden Rom, da ist es wahrer Dünger für die Philosophie, die dann von der Fäulniß auch nicht unangesteckt bleibt. Mag es aber allerdings ebensowohl schlechte Philosophie als schlechte Praxis geben: statt auf jene nicht nur, sondern auf die Philosophie überhaupt zu schimpfen, würde man — praktischer daran thun, vor der eigenen Thüre zu fegen. Die Philosophie ihrerseits wenigstens kann die Entscheidung darüber, ob diese oder jene ihrer Lehren nützlich sei, unmöglich dem ersten besten oder schlechtesten Praktiker überlassen. Wie es eine in üblem Sinne unpraktische Philosophie gibt, so gibt es auch eine zu ihrem eigenen Schaden unphilosophische Praxis. Der Philosoph kann sich von solcher Seite kommende Vorwürfe ebensowenig zu Herzen nehmen, als sich ein tüchtiger Staatsmann etwas daraus macht, wenn ihn ein utopischer Philosoph unphilosophisch findet.

Gesetzt aber auch, die Philosophie sei zu keinem praktischen Zwecke nütze, darum könnte sie doch etwas nütze sein. Sie ist

freilich nicht ein Selbstzweck in dem Sinne, als ob der Mensch ein bloßes Mittel wäre, um ihr, man sieht nicht weshalb, zum Dasein zu verhelfen, ohne daß sie ein wahrhaft menschliches Bedürfniß befriedigte. Aber das Bedürfniß, welches durch sie gestillt wird, braucht nicht eben ein praktisches im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes zu sein; es ist vielmehr das Bedürfniß des Philosophirens selbst; wer dieses empfindet, wird ja wohl auch nichts Praktischeres thun können, als zu philosophiren. Er wird dann gewiß bestrebt sein, den Genuß, welchen ihm seine Thätigkeit gewährt, soviel möglich auch Anderen zu verschaffen, es aber weder für verdienstlich noch für edel halten, nicht schon persönlich sich ihrer zu freuen. Man kann diesen Standpunkt durch wahrhaft gemeinnützige, aber für solche Genüsse minder empfängliche Leute eudämonistisch und egoistisch schelten hören: sie sollten sich aber fragen, ob ein ausschließend praktisches Treiben weniger Gelegenheit darbiete, den Eigennutz und die Eitelkeit zu befriedigen; ob äußere Geschäftigkeit jedenfalls von einem unwiderstehlichen Drange zeuge, sich für Andere aufzuopfern; ob man nicht Vielen dankbarer wäre, wenn sie die Hände im Schooß behielten, anstatt sich unablässig für das gemeine Beste zu regen; und wie es doch komme, daß die Philosophie, wenn sie der Selbstsucht so sehr schmeichelt, nicht stärkere Nachfrage findet. Man würde mit Unrecht in der hier ausgesprochenen Gesinnung einen besonderen Hochmuth der Philosophen sehen; sie wird auch von den Pflegern der übrigen Wissenschaften getheilt, selbst solcher, deren Nutzen sich jedem Auge aufdrängt. Die Chemie ist unbestritten ein nützliches Studium; aber Der käme schön an, wer einem Liebig bloße Nützlichkeitsmotive unterlegen wollte. „Kein Mann der Wissenschaft" — dies ist seine ausdrückliche Erklärung — „hatte oder hat jemals bei seinen Arbeiten den Nutzen im Auge."

Dieser Nutzen ergibt sich, ohne daß auf ihn losgesteuert wird; das Lossteuern, anstatt die wissenschaftlichen Ergebnisse abzuwarten, würde auch nichts helfen; und eine Menge der nützlichsten Entdeckungen ist ohne alle praktische Anregung gemacht worden, so wirksam diese in vielen Fällen auch sein mag. „Der Matrose, welchen eine genaue Längenbeobachtung vor Schiffbruch bewahrt, verdankt sein Leben einer Theorie, die vor 2000 Jahren geniale Männer fanden, ohne es auf etwas Anderes als auf geometrische Speculationen abzusehen" (Condorcet). Der Erfindung der Dampfmaschine gingen rein theoretische Forschungen über die Dampfkraft voraus. Der elektrische Telegraph beruht auf den vorhergegangenen selbstständig wissenschaftlichen Entdeckungen in Sachen der Elektricität und des Magnetismus u. s. w. Oder um mehr in's Allgemeine zu gehen: das so bekannte Verdienst der Wissenschaften wie auch der Künste um Rechtszustände und Sitten beruht am meisten darauf, daß jene den Menschen an eine von der gemeinen Bedürftigkeit und Absichtlichkeit freie Betrachtungsweise gewöhnen. Völker, welche eine reiche Arbeit auf jenen Gebieten hinter sich haben, besitzen daran auch eine praktische Vorschule und vermögen selbst bedenkliche politische Versäumnisse sicher und mit Aussicht auf Dauer nachzuholen. Etwas Aehnliches zeigt sich bei der Geschichte im Großen an dem Einflusse, welchen der ideale Aufschwung der Griechen auf die ganze menschheitliche Entwickelung geübt hat. Es scheint hiernach, auch wenn wir uns auf jenes Handgreiflichste beschränken, im Interesse der Praxis selbst zu liegen, ihre Ansprüche an die Wissenschaft nicht allzu interessirt geltend zu machen. „Fruchtbar wie die freien Elemente", will die Wissenschaft das, was sie leisten kann, als Geschenk geben; commandirt oder angebettelt, gibt sie nichts; so gerne sie auch bei der Zubereitung und Verthei-

lung ihrer Gaben die vorhandenen Bedürfnisse berücksichtigt, so ist sie doch eigentlich nur da thätig, wo diese dem Wissenstriebe Platz gemacht oder sich ihm untergeordnet haben. Die Philosophie unterscheidet sich im gegenwärtigen Betracht von den übrigen Wissenschaften nur etwa, gar nicht unrühmlich, dadurch, daß sie vor allen und von jeher diese Selbstständigkeit der Forschung grundsätzlich vertreten hat. Sie ist hiermit für eine Lebensbedingung aller Wissenschaft eingestanden und hat sich dadurch auch von dieser Seite mittelbar um die Praxis verdient gemacht.

Eben der Umstand jedoch, daß die Wissenschaft trotz ihrer Selbstständigkeit und durch sie der Praxis nützt, könnte schließlich zu der Meinung führen, diese Selbstständigkeit oder der bloße Glaube daran sei selbst nur zu praktischem Behufe nöthig, in Wahrheit also habe die Wissenschaft doch keinen Eigenwerth. Es wäre aber schwer, zu sagen, was überhaupt einen solchen für den Menschen haben sollte und könnte, wenn nicht eine Eigenthümlichkeit, die nicht nur eine Grundbedingung seines gesammten Wohlergehens und Fortschreitens ist, sondern ihn zugleich unmittelbar beglückt und mit Allem, was ihn sonst auszeichnet, verschwistert ist. Das Menschlichste im Menschen ist die Fähigkeit und das Bedürfniß einer uninteressirten Hingebung; diese zeigt sich wesentlich in dem Verhältnisse zu anderen Menschen, nicht minder aber in der Natur der für uns und Andere zu beschaffenden Güter, und findet, in der letzteren Hinsicht, ihren reinsten Ausdruck in dem unbefangen theoretischen Verhalten oder, wie wir gemäß der ursprünglichen Bedeutung von „Theorie" mit einem einzigen, selbst religiös geweihten, Worte sagen können: im Schauen, wozu wir hier nicht bloß das wissenschaftliche, sondern auch das künstlerische Betrachten und Schaffen rechnen. Unzweifelhaft ist der Mensch auch ein politisches We-

sen; ein Staat ohne anhaltende lebendige Theilnahme seiner Angehörigen an den öffentlichen Dingen wäre gar kein Staat; und mehr als bloße Theilnahme, bestimmte Arbeit der Regierten oder ihrer Vertreter an dem Staatsgeschäfte ist es, was wir von einem civilisirten Volke fordern; es ist auch nicht nur das Gemeinwesen, sondern ebenso der Einzelne, in Bezug auf seine persönliche Lebensvollendung, welchem dies zu Gute kommt. Aber auch das wäre kein Staat, wenigstens kein Menschenstaat, kein humanes und liberales Gemeinwesen, wo die ganze Thätigkeit der Bürger in politischem oder überhaupt praktischem Treiben aufginge. Sogar das ist ein Fortschritt, wenn abstractes Politisiren einem aufrichtigen Bemühen um das gemeinsame Wohlbefinden Platz macht. Gegen ihn regt sich dann gewöhnlich eine Reaction zu Gunsten des „Idealen". Eine sehr berechtigte Reaction, wenn sie die Mahnung ist, sich's nicht in Trägheit wohl sein zu lassen; aber auch eine sehr unvollständige, wenn unter dem Idealen nur wieder das Politische verstanden wird. Dazu allein freilich, die sinnlichen Bedürfnisse zu befriedigen und Geldsäcke, lebendige oder todte, zu füllen, ist eine so großartige Anstalt wie der Staat nicht da; nichtsdestoweniger ist er eine bloße Form, welche ihre ganze Bedeutung dem Inhalte verdankt, der sich darin ergießt; und mit je freierer Ueberlegung ein Volk die Staatseinrichtungen nach seinen Bedürfnissen umgestaltet, desto entschiedener erklärt es ebendamit allen Staatsschwärmern zum Trotz, daß diese Formen ihm als bloße Mittel gelten. Nun gibt es doch in der Welt nichts Unpraktischeres und Unpolitischeres, als über den Mitteln den Zweck zu vergessen. Der Zweck aber kann hier letztlich nur die echt menschliche Glückseligkeit sein, welche, nicht zu verwechseln mit bloßer Wohligkeit, untrennbar ist von nationaler und persönlicher Unabhängigkeit, von Selbstständig-

keit des Charakters und von Geistesbildung. Die ganze Verfassungs- und Staatsform eines Volkes würde nicht am ungründlichsten danach beurtheilt, ob sie diejenige ist, welche diesem besonderen Volke die Erreichung und den Genuß der genannten Güter am vollkommensten sichert — Güter, welche überall auch für die politische Freiheit erst das höchste Ziel und, soweit sie schon errungen sind, die beste Grundlage und Schutzwehr abgeben. Wir haben hier nur von der Geistesbildung etwas genauer zu reden. Gewiß wäre es eine verächtliche Behauptung, der Staat sei für die Gelehrten und Künstler da; doch ist er auch für sie da, und er muß zum Besten Aller so beschaffen sein, daß derlei Bestrebungen in ihm gedeihen können. Sich gegen das Gemeinleben abzuschließen, ist keinem Einzelnen, welcher seine geistige Gesundheit bewahren will, gestattet, und je gebildeter Einer ist, desto weiter wird sich der Bereich seines Mitlebens erstrecken; aber auch jenes seinerseits ist nur dann ein gesundes und vorgeschrittenes, wenn es die freieste Entwickelung der Individualität, die nur irgend ohne fremde Individualität zu belästigen möglich ist, wie überhaupt so auch nach der in Rede stehenden Richtung begünstigt. Man beschränke sich aber nur immerhin auf die politischen und materiellen Angelegenheiten: man wird es bald genug auch für diese rathsam finden, jene anderen mitzubedenken, und die unliebsame Entdeckung machen, daß ein Barbar leicht auch ein Pfuscher ist. Man wird nicht minder der Ungereimtheit wieder entsagen lernen, von Wissenschaft und Kunst eine praktische und realistische Richtung zu fordern in einem Sinne, daß sie darob aufhören müßten sie selbst zu sein, daß sie die Freiheit der Betrachtung und den Idealismus des Strebens aufzugeben hätten, welche ihr Lebenselement, ihr Wesen sind. Es ließe sich heute doch zuweilen sogar noch unser Mittelalter um seinen

idealen Zug beneiden. Sofern die Idealität zugleich Phantastik war, ist die nachmalige Ernüchterung ein Fortschritt gewesen; aber eine neue Idealität, ohne Phantastik, thut uns noth; wir werden sonst auch die letztere nicht völlig los. Wo ein Volk nicht in weiten Kreisen Lust am rechten Schauen, wo es nicht an Kenntnissen und Künsten seine Sonn- und Festtagsfreude hat, seien jene beiden auch noch so einfacher Art und noch so nahe an die Werktagsarbeit angeschlossen, welcher Anschluß schon darum zweckmäßig ist, damit auch die letztere edler und freier, nicht bloß des äußeren Gewinnes wegen betrieben werde: da hat die Volksbildung ihre Aufgabe nur erst in sehr bescheidenem Maße gelöst. Die Lösung kann freilich nicht durch die sich ihr unmittelbar Widmenden einzig erfolgen, und wird auch von ihnen hier und da in verkehrter Weise versucht; davon abgesehen begreife ich nicht, wie Manche finden können, daß heute überhaupt irgendwo zu viel nach dieser Seite geschehe. Wie aber unsere Missionäre das Christenthum nicht bloß exportiren wollen, sondern es auch in ihrer Heimat neu zu pflanzen suchen, so verhehle man sich über aller Bildung oder Unbildung der Massen doch nicht, wie übel die meisten der sogenannten Gebildeten ihre Bezeichnung verdienen. Der Geschäftsreisende, der über Politik und Theater schwadronnirt, dünkt ihnen gebildeter, als der Bauer, der einsichtig von seinem Pflug zu reden weiß. Dann können sie wieder Stunden lang beisammen sitzen und Geschwätz um des Geschwätzes willen oder ärmliche Neuigkeitskrämerei ist das Einzige, worin sich ein theoretisches, ein specifisch menschliches Bedürfniß verräth; ein Klatsch ist für sie, was für den Künstler ein Motiv oder für den wissenschaftlichen Mann eine Entdeckung. Bei den Hellenen galt für unglücklich, wer dahinfuhr, ohne den Zeus des Phidias geschaut zu haben; und der mit Perikles befreundete Phi-

losoph Anaxagoras antwortete auf die Frage, warum Einer wohl lieber geboren sein möchte als nicht geboren: „Darum, um den Himmel und die Ordnung in der ganzen Welt zu betrachten."

Wir wenden uns von dem Streite der Philosophie mit der Praxis zu dem gefährlicheren, worin sie mit den übrigen Wissenschaften zu liegen, wo nicht bereits ihnen unterlegen zu sein scheint. Von wissenschaftlicher Seite nicht minder, als von praktischer, tritt ihr der Vorwurf entgegen, sie sei unnütz und verderblich. „Man sieht", so ungefähr pflegt es zu lauten, „man sieht gar nicht, was die Philosophie nur eigentlich noch will unter den übrigen Wissenschaften. Ist denn nicht die ganze Welt schon unter diese vertheilt? Was bleibt also der Philosophie zu thun, als den Inhalt der anderen Wissenschaften entweder zu wiederholen und höchstens formell zu verändern, oder ihn mit einem bloßen Scheinwissen zu vermehren und also zu verderben? Ist sie nicht, wenn sie etwas Eigenthümliches sein will, auf das Zweite förmlich angewiesen? Gerne wollen wir ihr dieses oder jenes auswärtige, etwa erbauliche oder belletristische, Verdienst zugestehen; als Wissenschaft aber können wir sie nicht gelten lassen, so lange nicht nachgewiesen ist, daß sie jemals auch nur eine einzige neue Wahrheit entdeckt oder eine entdeckte fester gestellt habe. Schon der Krieg aller Philosophen wider alle muß jeden Unbefangenen gegen eine angebliche Wissenschaft einnehmen, deren Jünger sich in Jahrtausenden so wenig auch nur unter einander zu verständigen oder verständlich zu machen gewußt haben."

Es ist in der That bis jetzt nicht gelungen, der Philosophie wie jeder anderen Wissenschaft ein eigenes Gebiet des Wirklichen zuzutheilen. Man hat dies zwar oft versucht, und gewöhnlich wird dann das Geistige für dieses Gebiet erklärt.

Aber die Philosophie ist von jeher auch Naturphilosophie gewesen, in ihrem Beginne sogar ausschließlich; und hinwieder befassen sich mit dem Geistigen nach seinem ganzen Umfange auch andere Wissenschaften. Sogar die Psychologie ist ihr neuerdings abspenstig gemacht und, wenigstens was die Methode betrifft, mit gutem Recht als Naturwissenschaft behandelt worden, als welche sie keineswegs bei der bloßen Erscheinung des geistigen Geschehens stehen zu bleiben braucht, sondern auch nach den Gesetzen und Ursachen desselben forschen darf und soll, soweit sie sich gut logisch aus jener begründen lassen — worüber hinaus die Psychologie doch auch in der Hand des Philosophen nichts vermag. Die Ethik und die Aesthetik haben das Besondere, daß sie nicht sowohl einen Theil dessen, was ist oder geschieht, zu erkennen, als vielmehr die Ideale, wonach wir dasselbe beurtheilen und umgestalten, zu würdigen versuchen: Grund genug, diesen Wissenschaften einen Ehrenplatz anzuweisen, aber kein Grund, sie als die ausschließlich oder vorzugsweise philosophischen anzusprechen. Die Philosophie hat überhaupt keinen besonderen Gegenstand, und kann keinen haben, wenn sie nicht gerade den eigenthümlichsten Ansprüchen, die an ihren Namen geknüpft sind, entsagen will. Sie will etwas von den übrigen Wissenschaften in anderer Weise Verschiedenes sein, als so, wie diese sich gegenseitig unterscheiden, nicht eine besondere Wissenschaft neben anderen solchen, sondern die allgemeine Wissenschaft, und zwar in dem Sinne, daß alle übrigen, zu ihrer eigenen Vollendung, derselben bedürften. Ob diese Ansprüche der Philosophie begründet, ob überhaupt, unter welchem Titel auch immer, solcherlei Ansprüche erfüllbar und zulässig seien, dies ist die eigentliche Frage, die auch dann in Geltung bliebe, wenn man den Namen preisgäbe. Eine Wissenschaft ohne besonderen Gegenstand nun aber — was kann

sie sein, als entweder der bloße allgemeine Begriff der Wissenschaft oder die Summe aller Wissenschaften, also so wenig eine eigene Wissenschaft, als der Staat überhaupt oder die Gesammtheit der vorhandenen Staaten ein eigener Staat ist neben dem englischen, dem deutschen u. s. s.? Indessen, es könnte doch eine Art geben, wie das Ganze der Wissenschaften existirt, die mit dem bloßen gleichzeitigen Dasein aller nicht zusammenfiele: wenn es nämlich möglich wäre, daß ein und derselbe Kopf sie alle umfaßte. Es ist dafür gesorgt, daß dergleichen nur aus großer Ferne annähernd vorkommen kann; man pflegt es Polyhistorie zu nennen und nicht mit sonderlicher Achtung davon zu reden. Aus dem letzteren Grunde sollte ich fast Bedenken tragen, Philosophie und Polyhistorie zusammenzustellen; aber es ist Thatsache, daß die Philosophen stets mehr oder weniger zugleich Polyhistorn waren. Obgleich nun die Philosophie, wenn sie die erwähnten Ansprüche behaupten will, mehr sein muß als bloße Polyhistorie, und ein Aristoteles und Leibnitz vielleicht gerade darum die größten Polyhistorn waren, weil sie mehr waren als nur solche: so liegt es doch auf unserem Wege, zu prüfen, ob selbst die Polyhistorie ohne alles Recht und Verdienst in der Wissenschaft sei.

Rein vom Gesichtspunkte des Wissenstriebes aus wäre es ohne Zweifel das Wünschenswertheste, vollständig alles Wißbare zu umfassen. Nun ist dies dem einzelnen Forscher unmöglich; er muß sich also beschränken. Aber so einleuchtend dies ist, so versteht sich doch nicht ebenso von selbst, daß die Beschränkung gerade in der Richtung, in welcher man sie gewöhnlich fordert, stattfinden müsse, nämlich als Beschränkung auf Ein Gebiet, und nicht vielmehr auf einen Theil des Erkennbaren in sämmtlichen Gebieten. Der Schnitt kann in verticaler Richtung, und an beliebig vielen Stellen, er kann aber

auch horizontal, und bald höher bald tiefer geführt werden. Das erstere Verfahren für das allein richtige zu halten, wäre eine einseitig praktische Schätzung, da es allerdings für das eigentliche Handeln, oder wenigstens Handanlegen, im Augenblicke mehr auf das Zu-Hause-sein in einem besonderen und besondersten Fache, als auf allgemeine Bildung ankommt. Man sagt zwar, derselbe Weg sei auch in wissenschaftlicher Hinsicht der allein zum Ziele führende, besonders seitdem die Wissenschaften so ungeheuer angewachsen, daß jede selbst wieder je länger desto weiter sich in einzelne Zweige trenne, deren jeder seinen Mann erfordere. Ein Bibliothekar meinte, wenn das mit zoologischen Monographieen so fortgehe, werde man noch für jedes Thier einen eigenen Professor brauchen, — welcher dann aber nicht lange Professor bleiben, sondern als Züchter sein Leben beschließen wird. Selbst in den Gewerben hat bekanntlich eine weit getriebene Arbeitstheilung ihre Gefahren, für den Gemeingeist und den Einzelnen. In der Wissenschaft nun gar, wenn da nur die Specialität gelten sollte, so verbiete man vor allen Dingen dem Naturforscher, und wäre es ein Humboldt, einen Kosmos zu schreiben; er schließe sich in sein besonderes Fach, sein Laboratorium ein, sei Physiker oder Chemiker u. s. f. Aber jedes dieser Fächer spaltet sich ja selbst wieder in besondere Theile; der Physiker beschränke sich also etwa auf die Optik; noch besser auf einen bestimmten Zweig oder eine bestimmte Behandlungsweise derselben; will er sie ganz umfassen, so wird er nothwendig ungründlich. Bei solcher gründlichen Beschränkung und beschränkten Gründlichkeit wird dann freilich möglich, was vor einigen Jahrzehnten einem berühmten optischen Schriftsteller auf einem Astronomencongreß begegnete, daß er zum Gelächter der Versammlung durch das dicke Ende eines Teleskops sehen wollte. Oder z. B. der Bo-

taniker, nicht zufrieden, Phykolog oder Mykolog zu sein, werde lieber gleich Mikrolog: er binde sich an eine einzelne Pflanzengattung, eine einzelne Pflanzenart, wie das Insect, das sich von ihr nährt; bald wird er zu der großen Einsicht kommen, daß sogar noch die Art etwas Unerschöpfliches ist; und wie will er sich erst helfen, wenn die Nachbarn ihm Grenzstreitigkeiten erregen? Er muß Gärtner werden.

Wenn die Welt ein bloßer Haufen einzelner Gegenstände wäre, wenn diese alle in keiner Weise zusammenstimmten und zusammenhingen, so könnte das Wissen, falls nun überhaupt von einem solchen die Rede wäre, ein völlig zertrenntes sein, wenigstens ohne daß hieraus dem einzelnen Wissen selbst Schaden erwüchse; und wenn jenes Verhältniß auch nur zwischen den Gesammtgebieten der verschiedenen Wissenschaften bestände, so dürften wenigstens diese sich ungestraft gegeneinander absperren. Aber Niemand läugnet eine wirkliche, mehr als bloß aggregatmäßige und mehr als bloß räumliche und zeitliche Gemeinschaft zwischen den verschiedenen Gebieten und überhaupt Gegenständen. Alle Dinge, von welchen wir Kenntniß haben, sind, näher oder entfernter, durch ihre Natur und Gesetzmäßigkeit mit einander verwandt und verbunden, und was mit ihnen vorgeht, ist Glied eines rück- und vorwärts in's Unendliche hinaus weisenden Causalverbandes. Aber auch jeder Specialforscher will doch seinen Gegenstand so erkennen, wie er in der Wirklichkeit ist: nun, ebenda existirt Alles nur in engerer oder weiterer Verwandtschaft und Verflechtung, die man in den entfernteren Graden zwar selbst für den wissenschaftlichen Zweck oft mit Vortheil vernachlässigt und dann mit unnützer Pedanterie herbeiziehen würde, sich aber deshalb nicht ganz aus dem Sinne schlagen darf. Unzählige Male doch sieht jeder Forscher sich genöthigt, den Kreis seiner Betrachtung weiter, als er beab-

sichtigt hatte, auszudehnen und Erscheinungen zu berücksichtigen, die mit den zuerst vorgenommenen ebenso nah oder näher zusammengehören, als diese mit einander: also ist ihm zuzumuthen, daß er sich von Anfang an und immer auf diesen Fall gefaßt und einigermaßen gerüstet halte. Zur vollkommenen Erkenntniß würde gehören, daß wir jedem Dinge oder Ereignisse räumlich und zeitlich, systematisch und causal die Stelle genau bestimmen könnten, die es in der gesammten Wirklichkeit einnimmt. Daß dieses Ideal nicht erreichbar ist, hebt seine Bedeutung nicht auf. Man wirft so oft der Philosophie von Seiten der anderen Wissenschaften ihr abstractes Verfahren vor; sie ist aber in gewisser Hinsicht concreter als diese. Ich will aber jetzt noch nicht von der Philosophie reden, sondern nur zu bedenken geben, daß man sich nicht bloß vor einem abstracten Zusammenfassen, sondern auch vor einem abstracten oder, wenn man lieber will, distracten Auseinanderhalten zu hüten hat. Die Beziehungen zwischen Planetenlauf und Fallbewegung, zwischen Magnetismus und Elektricität, zwischen mechanischer Arbeit und Wärme u. s. w. sind etwas, worauf die exacteste Naturforschung geführt hat, worauf aber ein beschränkter Specialismus nimmer gekommen wäre. Die Unterscheidung ferner zwischen physikalischen, chemischen, vitalen und psychischen Gesetzen ist unstreitig solange und soweit berechtigt, als den erkannten Gesetzen der einen oder anderen genannten Erscheinungen nicht auch die übrigen sich fügen. Doch liegen diese Gebiete in der Wirklichkeit keinenfalls so fremd neben einander wie in manchen Lehrbüchern. Die Lebenserscheinungen z. B., so eigenthümlich sie sind, sind es doch nicht in dem Maße, daß man eine besondere Lebenskraft anzunehmen brauchte, außer in dem selbstverständlichen Sinne, wie man eine solche jedem einzelnen Theilchen eines organisirten

Körpers, da es vorübergehend zu dessen Bestande beiträgt, eben als die Kraft zu diesem Beitrage zugestehen kann und muß. So ungereimt es ferner wäre, die psychischen Erscheinungen für einerlei zu erklären mit nicht-psychischen, und z. B. zu sagen, das Denken sei nichts Anderes als ein elektrischer Vorgang, so gewiß ist es doch, daß jene in unserer Erfahrung nur zusammen mit vitalen Erscheinungen, diese nur mit chemischen und diese nur mit physikalischen, und bedingt durch dieselben, vorkommen. Hinwieder sind das, wovon der Physiker und der Chemiker ausgehen, eigentlich noch gar nicht physikalische und chemische, sondern (als bloße Erscheinungen) zunächst nur physiologische und psychologische Thatsachen. Auch Mineralogie, Botanik und Zoologie sind Abstractionen im Vergleich mit dem Ineinanderspiel, worin sich ihre Gegenstände thatsächlich befinden, indem sie nach Zusammensetzung und Gestaltung, nach Entstehung, Veränderung und Zerstörung sich auf's Mannigfaltigste berühren und bedingen. Es wäre Thorheit, gegen die wohlbegründete und erfolgreiche Scheidung aller dieser Fächer etwas einzuwenden; aber sie gestattet und erfordert die Ergänzung durch eine neue Zusammenfassung und letztlich durch eine Kosmographie und Kosmologie, oder wie man's nennen will, eine Ueberschau der gesammten Natur im Zusammensein und -wirken aller ihrer Gebiete, Gesetze und Kräfte, auch nach der zeitlichen Entwickelung, soweit nämlich dies alles erkennbar ist. An eine solche universale Naturbetrachtung schließt sich dann von selbst auch die Lehre vom menschlichen Culturleben fügsamer an, als sie es an eine einzelne naturwissenschaftliche Disciplin vermöchte; und durch diesen Anschluß erhält auch wieder die Naturwissenschaft neue Beleuchtungen und Anregungen. Wie jene Lehre auch ihrerseits ohne diesen Zusammenhang verkümmern müßte, und wie nicht minder die verschiedenen Theile,

in welche sie zerfällt, der gegenseitigen Verknüpfung, der Zusammenarbeit mit einander sowohl als mit der Naturwissenschaft bedürfen, ist leicht einzusehen. Jede Wissenschaft, dürfen wir geradezu sagen, ist dieses ihres Namens um so würdiger, ist um so mehr auch ihrer eigenen besonderen Bestimmung entsprechend, je innigeren Wechselverkehr mit den übrigen Wissenschaften, soweit die Gegenstände es mit sich bringen, sie pflegt. Wenn und sofern sie sich abschließt, verliert sie an Bedeutung selbst auf ihrem beschränkten Gebiete — wie eine Hand, vom lebendigen Leibe gehauen, auch nicht mehr die Verrichtungen einer Hand auszuüben und nur noch in Skelettform ein dauerhaftes Dasein fortzusetzen vermag. Dazu eben: zur Belebung und Unterhaltung des Verkehrs unter den Wissenschaften sind Universitäten und Akademieen da; die Wissenschaften gehören zu den geselligen Wesen; gesonderte Fachanstalten sind zur Absperrung von der Wissenschaft dienlich. Kurz, ohne allgemeine wissenschaftliche Bildung ist auch keine rechte specielle möglich.

Man wird jedoch immer wieder mit dem Einwurfe kommen: eine solche allgemeine Bildung wäre unzweifelhaft etwas Schönes und Gutes, wenn sie anders als auf Kosten der Gründlichkeit erreichbar wäre. Hören wir, was über diesen Punkt Lessing in einem nachgelassenen Bruchstücke sagt:

„Besold, der berühmte Rechtsgelehrte in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der aber der guten lutherischen Kirche den Dampf anthat, und von ihr ausschied, soll in dem Anhange zu seinen Axiomat. polit. sagen [ich übersetze die lateinischen Worte]: „„Halte es für ein durchaus eitles Sprichwort: In Allem Etwas und im Ganzen Nichts. Denn wer nicht in Allem Etwas ist, ist im Einzelnen Nichts."" Um diesen einzigen Gedanken will ich das Buch des Besold lesen, sobald

ich es habhaft werde. Wo das steht, wird mehr Gutes stehen."

„Ist es besser, nur ein Ding zu wissen, oder mehrere? Welche Frage! Wenn man nun unter diesen mehreren auch dieses Eine weiß. Es kann überflüssig sein, mehrere zu wissen: aber es wird darum nicht besser, nur Eins zu wissen."

„Freilich, wenn es ausgemacht ist, daß man mehrere Dinge unmöglich so gründlich, so fertig wissen kann, als ein Einziges, dem man alle seine Zeit, alle seine Kräfte gewidmet hat. Wenn es ausgemacht ist! Ist das denn aber so ausgemacht, als man annimmt?"

„Und doch gesetzt, es wäre. Auch alsdenn frägt es sich noch, ob es besser sei, nur Ein Ding vollkommen gründlich, vollkommen fertig zu wissen, als mehrere weniger gründlich, weniger fertig."

„Besser? Ja und Nein. Denn besser ist Beziehungswort, und der Beziehungen sind wenigstens hier drei. Es kann besser sein in der einen, und schlimmer in der andern."

„Für wen besser? Für den Menschen selbst, der da weiß? — oder für das, was er weiß? — oder für die, denen zum Besten er wissen soll? — — —"

Wenn Lessing weiter geschrieben hätte, so würde er vermuthlich dem Specialwissen nur in der zweiten dieser drei Beziehungen einen gewissen Vorzug eingeräumt, diese Beziehung selbst aber der ersten untergeordnet, und bei der dritten vor Allem einige weitere Unterscheidungen nöthig gefunden haben. Es genügt uns jedoch hier, seinen klar ausgesprochenen Grundgedanken zu verfolgen. Es gibt eine schlechte und gibt eine gute Polyhistorie: jene ist eine Zerstreuung des Wissens, diese ist eine durch die Idee des Wissens selbst geforderte Sammlung desselben, Universalität mit anderem Worte. Daß nun die

Gründlichkeit unter dieser leiden sollte, ist schwer zu glauben. Eben die Gründlichkeit in einem Fache zwingt zur Ueberschreitung seiner Grenzen. Willkürliche Beschränkung ist nichts weniger als Gründlichkeit, sondern ganz einfach Beschränktheit, die mit Oberflächlichkeit höchst friedlich zusammenhausen kann. Allerdings hat sich das Material allmälig so stark angehäuft, daß an seiner völligen Bewältigung heute selbst ein zweiter Aristoteles verzweifeln müßte. Aber ein, wenn auch sehr unvollständiger, doch gründlicher Ueberblick ist immer noch möglich; denn Gründlichkeit ist nicht eine Quantität sondern eine Qualität des Wissens, und besteht nicht darin, daß man Vieles oder Weniges wisse, sondern darin, daß man das Viele oder Wenige, was man weiß, recht wisse. Selbst wenn die Gründlichkeit durch die Universalität Schaden nähme, würde sich's fragen, ob denn wirklich gar nichts von jener zu Gunsten dieser nachgelassen werden dürfe. Zweck der Wissenschaft ist keine von beiden; wir studiren weder um gründlich noch um universell zu sein, sondern um den Geist zu bilden, und dazu kann eine gewisse Art von Gründlichkeit ebensowenig helfen, als bloße Vielwisserei. Die sich bornirende gelehrte Specialarbeit hat gar nichts sonderlich Bildendes; um so weniger, je mehr sie, ihrem Zuge folgend, selbst auf dem besonderen Gebiete an Einzelheiten hängen bleibt. Vergebens würde man einen Unterschied zwischen Wissenschaft und wissenschaftlicher Bildung geltend machen, um die Universalität nicht ebenso zuträglich für jene wie für diese zu finden. Wissenschaft im Unterschied von wissenschaftlicher Bildung kann nur Material oder Werkzeug oder Niederschlag ihres wahren Selbsts sein. Das todte Eigenthum will hier um so weniger besagen, als selbst die wissenschaftliche Bildung ihr Ziel nicht erreicht, wenn sie nicht in die allgemein menschliche einmündet. — Wir finden uns von unserem großen

Führer auch noch auf eine weitere Strecke nicht verlassen, wenn es nämlich des Trostes bedarf, daß unser Wissen zum größten Theile nicht der Wirklichkeit, sondern nur dem Vermögen nach vorhanden zu sein braucht. Er, ein Gelehrter, wenn nicht im breitesten, doch im höchsten Sinne des Wortes, sagt von sich selbst: „Ich bin nicht gelehrt — ich habe nie die Absicht gehabt, gelehrt zu werden — ich möchte nicht gelehrt sein, und wenn ich es im Traume werden könnte. Alles, wonach ich ein wenig gestrebt habe, ist, im Fall der Noth ein gelehrtes Buch brauchen zu können" — wie es ihm lieber sei, über Geld verfügen zu können, als die Casse mit sich unter Einem Dach zu haben. Er macht ausdrücklich jene Unterscheidung von wirklichen Kenntnissen und möglichen in Bezug auf seinen sehr gelehrten Geistesgenossen Reimarus und bemerkt weiter: „Er war ein selbstdenkender Kopf; und selbstdenkenden Köpfen ist es nun einmal gegeben, daß sie das ganze Gefilde der Gelehrsamkeit übersehen, und jeden Pfad desselben zu finden wissen, so bald es der Mühe verlohnet, ihn zu betreten." Oder daß ich ein militärisches Bild gebrauche: es ist zu einer guten Heeresverfassung nicht nöthig, daß die Truppen immer unter den Waffen stehen; ebenso genügt es zu einer guten wissenschaftlichen Verfassung, daß die Cadres der Gelehrsamkeit vorhanden seien. Man beachte ferner, daß, je reicher die Wissenschaften sich entfalten, je mehr also einerseits die Specialforschung in ihr Recht tritt, um so nothwendiger es andererseits auch wird, die Theile zusammenzuhalten. Endlich wird durch die zunehmende Ausdehnung des Wissens der Ueberblick keineswegs nur erschwert, sondern auch wieder erleichtert. Denn nicht sowohl die Menge der Kenntnisse ist es, was ihn hindert, als vielmehr deren Zusammenhanglosigkeit; dieser aber wird durch die fortschreitende Ausfüllung der Lücken mehr und mehr abgeholfen.

Les sciences s'abrègent en s'augmentant (Leibnitz). Es wäre ja eine auch thatsächlich unrichtige Auffassung des Ganges der Wissenschaften, wenn man nur eine immer weiter gehende Specialisirung und nicht zugleich ein Fortrücken in der entgegengesetzten Richtung bemerkte. Die Wissenschaft vom menschlichen Leibe z. B. ließ sich zwar je länger desto weniger an der anfänglichen rohen Gesammtbetrachtung desselben und seiner Organe und Verrichtungen genügen, sondern schritt fort zur Untersuchung der einzelnen Gewebe und ihrer Elemente und zur Auflösung anscheinend einfacher Wirkungen in noch einfachere; aber hinwieder erkannte sie ebendamit in dem Leibe Stoffe, Formen und Vorgänge, die vielfach auch außer ihm, auch in der unorganischen Natur vorkommen; und ferner trat der Anatomie und Physiologie des Menschen eine allgemeine und vergleichende zur Seite. Einen ähnlichen Gang haben die Sprach- und die Religionsforschung genommen.

Aber was hat doch, höre ich schon lange ungeduldig ausrufen, dies alles mit der Philosophie zu schaffen? Ja, ich dürfte mich nicht verwundern, wenn Jemand die ganze letzte Ausführung sogar zweckwidrig fände. Denn je universeller danach alle Wissenschaften, wenn sie recht betrieben werden, sich schon von selbst gestalten, desto weniger scheint für die Philosophie neben ihnen zu thun übrig. In der That, neben ihnen hat sie nicht viel zu thun; um so mehr vielleicht aber mit und in ihnen. Was wäre denn dagegen einzuwenden, wenn wir eben die geforderte gegenseitige Verknüpfung der verschiedenen Wissenschaften und Theile einer Wissenschaft das Philosophische an ihnen oder ihre Philosophie nennten? Etwa dies, daß dann die Philosophie gar nicht eine eigene Wissenschaft, wie die anderen, sondern etwas sich durch sie alle Hindurchziehendes, von ihnen Untrennbares wäre? Aber was wäre

denn hiergegen einzuwenden? Die in unseren Geschichten der Philosophie kurz abgefertigten „Mathematischen Principien der Naturphilosophie" von Newton führen, soviel ich verstehe, ihren Namen mit unvergleichlich besserem Grunde, als zahlreiche Bücher, von welchen jene zu berichten nicht müde werden. Mag sein, daß die Engländer den philosophischen Namen nicht überall mit der wünschenswerthen Unterscheidung gebrauchen: gewiß verschaffen wir ihm keinen größeren Credit, wenn wir ihn wie einen continentalen Adelstitel anwenden, dem es nur zu oft an der gehörigen Unterlage von Besitz und Verdiensten fehlt. Doch hat er zum Glück auch bei uns seine weitere und ältere Bedeutung noch nicht verloren: C. Ritter z. B. nannte seine Behandlungsweise der Erdkunde philosophisch, und A. v. Humboldt pries an Böckh den „philosophisch ordnenden Geist". Solche Achtung, womit große Gelehrte von Philosophie reden, kann über das, was kleine von ihr halten mögen, hinreichend trösten. Specialforscher, die von gar keiner Philosophie wissen wollen, gleichen jenen Schauspielern, deren ein dramaturgischer Schriftsteller erwähnt, die 20 Mal in einem Stücke auftreten, ohne dessen Ausgang zu kennen, weil sie vor demselben abzutreten haben und in's Weinhaus eilen. Aber eine fast noch traurigere Rolle spielen Philosophen, welche den Ausgang des Stückes diviniren wollen, ohne den Anfang und die Mitte hinlänglich zu kennen. Die unphilosophischen Specialisten sind doch immer noch Gelehrte, Leute, welche wenigstens über das Material ihres Geschäftes Bescheid wissen, ihnen zur Freude und Andern zum Frommen; sie sind die wissenschaftlichen Magazinaufseher. Ein Philosoph hingegen, der über einen Gegenstand philosophiren wollte, ohne ihn zu kennen — wie nämlich das Letztere überhaupt möglich ist, d. h. durch die betreffende Einzelwissenschaft — würde gar keine

wissenschaftliche Arbeit verrichten. Auch die Geschichte legt Zeugniß ab für unsere Meinung. Die ältesten Philosophen waren zugleich die Specialforscher ihrer Zeit. Von den neueren waren Descartes, Spinoza, Leibnitz in diesem oder jenem speciellen Wissensgebiete Fachmänner, und der vorübergehende Verkehr der beiden Letzteren galt nicht der Transscendenz und Immanenz, sondern optischen Gläsern, mit welchen sie mehr sahen, als mit jenen Kategorieen. Der größte der neueren Philosophen, Kant, ist zugleich derjenige unter ihnen, dessen Name in der Gelehrtenwelt den besten Klang hat. Auch aus der nach-Kantischen Zeit würde es leicht sein, positive und negative Instanzen beizubringen. Jeder wahrhaft Philosophirende, mag er gleich nur in weitestem Abstande den Genannten nachzufolgen sich bewußt sein, wird je nach seiner individuellen Anlage und Ausrüstung auch bei der specialwissenschaftlichen Arbeit sich zu betheiligen versuchen (wenn schon nicht eben als Schriftsteller) — sonst gliche er einem Capellmeister, der kein Instrument zu spielen wüßte. Doch fast möchte ich diese Vergleichung zurücknehmen. Zwar so übermüthig wie eine antike, von der Penelope und ihren Mägden redende, wäre sie noch lange nicht; ich meine jedoch keineswegs, daß die anderen Forscher nach dem Commando des Philosophen aufspielen sollen; selbst dann wäre mir nicht unbewußt, daß ein einfaches Orchestermitglied ein viel größerer Künstler sein kann, als sein Dirigent; die Vergleichung geht ausschließlich auf die Uebersichtlichkeit, welche der Philosoph sich angelegen sein lassen muß.

Wir haben einen Vorwurf um so sicherer zu gewärtigen, als wir ihn selbst herausgefordert haben: daß uns die Philosophie im Grunde doch nur eine höhere Polyhistorie sei. Nun wäre ihm zwar die Spitze schon durch die Unterscheidung zwischen guter und schlechter Polyhistorie abgebrochen; es kommt

aber weiter in Betracht, daß die Philosophie auch bei unserer Auffassung noch in gewisser Weise einer gesonderten Pflege fähig ist. Denn es läßt sich ja auch ein wissenschaftliches Streben denken, welches seine Specialität darin hat, speciell die Universalität zu vertreten. In dieser Hinsicht ließe sich der Philosoph besser mit einem Clavierspieler, als mit einem Capellmeister vergleichen, und die übrigen Forscher mit den anderen Musikern. Besondere Toneffecte sind mehr bei diesen zu suchen, und eine Composition, die für ganzes Orchester gesetzt ist, muß man nicht auf dem Clavier vollkommen wiedergeben wollen; eine eigentliche „Orchestration des Claviers" ist nicht möglich. Aber wie diesem Instrumente dennoch eine gewisse Universalität zukommt — man hört es auch wohl schlechtweg „das Instrument" nennen, derselbe Titel (Organon), welchen die Aristotelische Logik führt — so auch der Philosophie im Vergleich mit den anderen Wissenschaften; und es werden beiden auch ähnliche Vorwürfe gemacht. Die Philosophie hat dieselbe Aufgabe im wissenschaftlichen Kreise, wie nach „Ernst und Falk" die Freimaurerei im staatlichen. Der letzteren wird dort die Bestimmung angewiesen, die an sich nothwendige und wohlthätige Scheidung der Menschen in Völker, da sie auch ihre schlimmen Seiten hat, beständig wieder auszugleichen und unschädlich zu machen; und jeder wahre Mensch soll danach zugleich Freimaurer sein, ohne darum eben auch der äußeren Gesellschaft dieses Namens anzugehören. Ebenso, sagen wir ist jeder echt wissenschaftliche Mann zugleich Philosoph, auch wenn er den Namen verschmähen sollte. Indessen wie es gleichwohl eine eigene Freimaurerzunft gibt, so muß es auch fernerhin eine besondere Philosophenclasse geben. Der Specialforscher ist doch im besten Falle auch nur so zu sagen Specialphilosoph, mit der philosophischen Durchdringung seines be-

sonderen Gebietes zufrieden; daneben werden nun fortwährend auch solche wissenschaftliche Bemühungen am Platze sein, welche vorzugsweise auf das Ganze der Dinge gehen, und diese mögen philosophisch im engeren Sinne heißen. Der rechte Specialforscher bedenkt zwar gleichfalls das Ganze, aber nur weil und sofern er es zur Erkenntniß seines besonderen Gegenstandes nöthig findet: der Philosoph (im engeren Sinne) läßt sich auf die Theile ein, weil das Ganze aus ihnen besteht. Ich bin weit entfernt davon, das erstere Geschäft hiermit herabsetzen und ihm insbesondere mit dem Ausdrucke Specialphilosophie Eins anhängen zu wollen: Universalphilosophie klingt unstreitig noch bedenklicher; sie existirt, noch entschiedener als jene, mehr als Tendenz denn als Wirklichkeit, und läuft kaum weniger, als die Specialforschung, Gefahr, aus dem wissenschaftlichen Gebiete herauszufallen und sich mit fremden Zwecken zu bemengen. Glücklicherweise finden aber zwischen beiden Seiten die mannigfachsten Gradunterschiede und Uebergänge statt, da nur die angezeigte Verschiedenheit der Richtung und weder die Gegenstände noch die Erkenntnißart die Trennung begründen. In formeller Hinsicht würde sich wohl zeigen lassen, daß nicht bloß für die Verbreitung, sondern auch für die Darstellung und Entwickelung der philosophischen Gedanken eine freiere Bewegung sich günstiger erwiesen habe, als eine straff angespannte Systematik. Ich nenne nur in Bausch und Bogen die antiken Philosophen, unter welchen selbst Aristoteles kein Systemkünstler nach dem Herzen dieses oder jenes Paragraphenfreundes war — die Alten kannten ihn auch noch als Meister des schriftstellerischen Dialogs — und von den neueren Descartes, Leibnitz, Hume, auch Kant in vielen Schriften; was seine Kritik der reinen Vernunft betrifft, so liegt ihr unsterb-

liches Theil unstreitig nicht in dem Kategorieengerüste, wie auch nicht das der Spinozischen Ethik in ihrer geometrischen Methode.

Es gibt im Grunde überall nur Eine Wissenschaft; was man einzelne Wissenschaften nennt, sind verschiedene Theile oder Seiten dieser Einen, geschieden von einander nicht sowohl durch die Natur der Aufgaben, als vielmehr nur durch die Größe derselben, nach dem Grundsatze der Arbeitstheilung. Die Einheit der Wissenschaft beruht erstlich auf der Einheit ihres Gegenstandes: der Welt als eines Ganzen; und zweitens auf dem gemeinsamen Erkenntnißwege, sofern keine Wissenschaft anders zu Stande kommt, als durch die äußere oder innere Wahrnehmung und das die wahrgenommenen Erscheinungen, wie sie selbst dazu nöthigen und anleiten, festhaltende und verarbeitende Denken. Damit es, was den ersten Punkt betrifft, nicht scheine, ich hätte die Theologie vergessen, werde ich, abgesehen von der bekannten Bezeichnung der Philosophie als Weltweisheit, nur daran zu erinnern brauchen, daß jene, als Wissenschaft, nicht Gottesgelehrtheit, sondern Religionswissenschaft und als solche nicht außer dem Bereiche unserer Einen Wissenschaft ist. Erkennen, was Gott ist, heißt erkennen, was Gott dem religiösen Menschen ist; und an Gott glauben, heißt sich religiös verhalten. Die Wissenschaft und so auch die Philosophie als solche ist nicht Religion, was nicht besagt, sie sei irreligiös oder ohne Wechselwirkung mit der Religion, sondern nur, daß beide Gebiete verschieden seien; und der wissenschaftliche Mensch, wie jeder andere, kann sich eigener Gotteserkenntniß nur rühmen, wenn und sofern er ein religiöser Mensch ist. Eine Auffassung des Verhältnisses zwischen Wissenschaft und Religion, welche zwar zu zeitweiliger Entfremdung, schließlich aber doch allein zum wahren Frieden führt. In Betreff des zweiten Punktes meine ich einfach eine kritische

Empirie, wie Natur- und Geschichtsforscher sie üben, eine bloße bewußte und folgerichtige Durchführung desselben Verfahrens, welches verständige Leute schon im gemeinen Leben beobachten und bis zu einem gewissen Grade sogar unwillkürlich beobachten. Einerseits muß man die Erscheinungen genau so, wie sie sich dem Bewußtsein aufdringen, festhalten, worauf jede an ihrem Platze denselben Anspruch hat; andererseits muß man sie, gerade um dieses ohne Widerspruch des Gegenstandes oder unseres Denkens desselben mit sich selbst thun zu können, durch einander ergänzen und zu einem mit sich einigen Ganzen stimmen — welches Verfahren denn schließlich eben Philosophie ist. Ich muß zwar zugeben, daß die Philosophen nicht immer alle dieser Gemeinsamkeit ihrer Ziele und Wege mit denen der anderen Forscher eingedenk gewesen sind, so wenig als man dasselbe von den letzteren ohne Ausnahme rühmen kann, verzichte aber auch völlig darauf, das bleibende Recht der Philosophie in jedem beliebigen Sinne behaupten zu wollen. Merck sagte zu Goethe: „Dein Bestreben, deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die Andern suchen das Imaginative, das sogenannte Poetische zu verwirklichen, und das gibt nichts wie dummes Zeug.“ Man braucht hier nur für poetisch zu setzen: philosophisch, so hat man das Motto der echten Philosophie. Diese so verstanden, kann in der Natur der Sachen durchaus kein Hinderniß, vielmehr nur die dringendste Aufforderung liegen, daß der Philosoph und der Specialforscher zusammengehen. Ein unversöhnlicher Streit entsteht nur, wenn der Eine oder der Andere oder Beide ihre Bestimmung mißkennen, d. h. namentlich wenn der Philosoph zu fliegen versucht oder der Specialforscher an der Scholle kleben bleibt; sie können Feinde sein, weil die Natur nicht Einen Mann aus ihnen formte.

Jener Angriff auf die Philosophie im Namen der Wissenschaft hat nun doch vielleicht etwas von seinem bedrohlichen Aussehen verloren. Auf die Hauptfrage, was die Philosophie neben den anderen Wissenschaften nur eigentlich wolle, genügt jetzt die Antwort: sie will, daß man über den Bäumen den Wald nicht übersehe. Man stellt sich auf gegnerischer Seite den Philosophen gern wie den Schiller'schen Poeten vor, der erst kam, als die Theilung der Erde vorbei war, und ist geneigt, ihn gleich diesem mit der Ehre abzufinden, daß er, so oft er möge, bei Zeus in seinem Himmel zusprechen dürfe — was in Prosa soviel heißt als: laßt uns in Ruh' und streitet mit den Theologen. Aber der Philosoph ist nicht bloß thatsächlich gekommen, bevor die Erde vertheilt war, d. h. bevor die Einzelwissenschaften sich verselbstständigten, die sich gewissermaßen in sein Eigenthum getheilt haben, wenn das Occupationsrecht hier etwas gilt: sondern, was mehr heißen will, er hat ein unveräußerliches, zum Besten der Wissenschaft überhaupt von ihm festzuhaltendes Recht des Mitbesitzes und der Mitarbeit auf dem ganzen wissenschaftlichen Boden. Wenn dem aber so ist, weil nämlich keine Wissenschaft sich jenes universalistischen Elements entschlagen darf, so wird auch eine beziehungsweis abgesonderte Pflege desselben nie unnütz sein.

Sie solle nachweisen, hat man ferner von der Philosophie verlangt, daß sie jemals eine neue Wahrheit entdeckt oder eine alte mit neuen Beweisen verstärkt habe. Aber sie geht auf das Entdecken und Beweisen solcher Wahrheiten, wie man sie bei dieser Forderung offenbar einzig im Auge hat, gar nicht aus, und man könnte ebensogut die Physik verwerfen, weil sie keine Jurisprudenz ist, oder die Bäckerkunst, weil sie uns keine Schuhe liefert. Man meint nämlich z. B. eine physikalische oder eine historische Wahrheit oder auch vielleicht nur Thatsache. Aber

dafür ist der Physiker, ist der Historiker da; wenn der Philosoph als solcher hier mitthun wollte, so wäre es sicherlich auch wieder nicht recht; man würde auf ihn als einen Dilettanten herabsehen. Sein Augenmerk ist in der That nicht sowohl auf Wahrheiten, als vielmehr auf die Wahrheit, und den Zusammenhang der einzelnen Wahrheiten gerichtet. Gut Sokratisch seines Nichtwissens bewußt und geständig, läßt er sich über alle Fragen, worüber ihm nur irgend die Specialforschung Auskunft verspricht, vertrauensvoll von ihr belehren, hier und da einmal auch irreführen, und erlaubt sich nur an den von ihr ungelöst gelassenen, besonders auf den Grenz- und Berührungslinien der verschiedenen Gebiete auftauchenden Problemen seine eigenen Kräfte zu versuchen, soweit sie nun eben reichen. Dieses Verhalten, sollte man meinen, könne nicht umhin, auch auf die Specialforschung günstig zurückzuwirken. Der thatsächliche Nachweis solcher Wirkungen ist nur dadurch etwas erschwert, daß sie ihrer Natur nach nur in den Einzelwissenschaften selbst zum Vorschein kommen können, und daher Uebelwollende immer die Ausrede frei haben, das seien Früchte der letzteren und nicht der Philosophie; ähnlich wie in dem Falle, wo ein wissenschaftlich gebildeter Landwirth oder Gewerbsmann ein bedeutendes praktisches Ergebniß gewinnt, z. B. durch seine Kenntnisse in der Chemie, die Menge viel eher die besondere Gewandtheit und noch lieber das merkwürdige Glück des Menschen preisen wird, als den wahren Grund seines Erfolges zugeben und einsehen. Die Früchte der Philosophie sind doch bisweilen leicht erkennbar, auch wenn sie nicht Specialphilosophie, im vorhin bestimmten Sinne, ist. In allen den Fällen, wo ein Philosoph unmittelbar selbst etwas in einer Einzelwissenschaft geleistet hat, läßt sich schon im Voraus vermuthen, daß seine Philosophie dabei nicht unbetheiligt sei; wenig-

stens in dem umgekehrten Falle, wo er es in etwas versehen hat, wird ihrer stets gedacht. Aber nicht bloße Vermuthung, sondern Thatsache ist es, daß weder Descartes auf die analytische Geometrie, noch Leibnitz auf die Infinitesimalrechnung, noch Kant auf seine (von Laplace erneuerte) Kosmogonie gekommen ist ohne philosophische Speculationen, welche über Mathematik und Astronomie hinauszielten. Wenn Kepler heute fast nur als Astronom, nicht als Philosoph bekannt ist, so wollte er seinerseits in der ersten Linie dieses, nicht jenes sein; und so wenig er jemals ohne Beobachtung und Rechnung zu seinen drei Gesetzen gelangt wäre, so vielfach ihn seine Speculation auf Abwege lockte, so lag doch in ihr das eigentliche Motiv seines Suchens, und es wäre willkürlich', ihr bloß die Verirrungen zuzuschreiben, ohne ihr an den Entdeckungen und vor Allem an der Entdeckungsreise ihren Antheil zu lassen. Ueberhaupt in der Naturforschung, wo treten irgendwelche umfassendere Ansichten auf, die nicht in näherem oder entfernterem, geschichtlichem oder doch sachlichem Bezuge zu den Ideen der Philosophen ständen? Die Atomistik z. B., sind es nicht Philosophen, welche die Grundsteine derselben, zwar etwas cyklopische, schon vor Jahrtausenden gelegt haben? Wenn die Philosophen meistens zu schnell bei der Hand waren, die Einheit, wonach sie sich sehnten, in die Natur hineinzutragen, wenn z. B. die pantheistische Annahme eines einheitlichen, in aller Wirklichkeit nur sich selbst hervorbringenden, lebendigen Urgrundes wenig genug gemein hat mit dem Satze unserer exacten Forscher, daß alles Geschehen in der Natur auf Bewegungen unveränderter Stoffe hinauskomme: dürfen wir nicht doch die neuere Naturwissenschaft, von der Entdeckung des Gravitationsgesetzes an bis zu den heutigen Speculationen über Wechselwirkung und Einheit der Naturkräfte, gewisser-

maßen als die männliche Arbeit zur Verwirklichung jenes philosophischen Jugendideals betrachten? Und, um aus so Vielem, was hierher gehört, nur noch dies Eine Beispiel herauszugreifen, das Buch: „Ueber den Ursprung der Arten", wie hätte es geschrieben werden können und wie ließe es sich würdigen, ohne philosophischen Problemen von weitester Aussicht nachzuhängen? Nur das willkürliche Abschneiden sich aufdrängender Fragen und die genügsame Vorliebnahme mit bloßem Material kann einen Naturforscher gründlich vor Philosophie bewahren. Die Verdienste der letzteren um die Geisteswissenschaften hervorzuheben, ist weniger nöthig; Platon und Kant z. B. üben mit ihrer Ethik, welche bei Beiden mit ihren übrigen Lehren verwachsen ist, noch auf den heutigen Tag unmittelbar und mittelbar eine weit über die Grenzen der Schule hinausragende Wirksamkeit. Gewiß würde auch unsere Geschichtschreibung nicht ihre gegenwärtige Höhe und Universalität erreicht haben, wenn nicht eine Geschichtsphilosophie vorangegangen wäre, so gut es übrigens ist, daß man auch auf diesem Gebiete nicht mehr von oben herunter, sondern von unten hinauf bauen will. Ein Religionsforscher namentlich kann ohne Philosophie nicht zum Ziele kommen, da sie allein ihn seinen Gegenstand mit derjenigen Unbefangenheit betrachten läßt, ohne die es keine ernste Forschung gibt, und welche bei diesem Gegenstande nur dann möglich und wünschenswerth ist, wenn man zugleich mit aller Religiosität oder Gewissenhaftigkeit bestrebt ist, sich eine den Anforderungen des Lebens wie den Gesetzen des Erkennens genügende Weltansicht unabhängig von bloßer Autorität, mit den eigenen, wissenschaftlichen, Mitteln zu erarbeiten. Dies ist indessen dem Religionsforscher zwar am wenigsten, aber auch keinem anderen wissenschaftlichen Manne ganz erspart: denn irgend eine Weltansicht braucht und besitzt jeder Mensch, und der wissenschaft-

liche muß sie in wissenschaftlicher Form haben, weil von der gesammten Weltansicht auch das Verhalten auf dem besonderen Gebiete mitbestimmt wird und hinwieder dieses in jene eingreift, und man also, bei klarem und folgerichtigem Denken, dieselben Grundsätze der Forschung auch dorthin ausdehnen oder auch hier aufgeben muß; folglich ist es Philosophie allein, was den wissenschaftlichen Standpunkt überall erst sichert und möglich macht.

Was endlich die vielberufene Uneinigkeit der Philosophen betrifft, so ist sie, wenigstens heutzutage, weder so bedenklich noch so groß, als man sie gewöhnlich darstellt. Genau so viel echtes Wissen, als die übrigen Wissenschaften besitzen, ist auch für die Philosophie vorhanden, nämlich eben diese Wissenschaften selbst, da keine Philosophie mehr, die der Rede und des Namens werth ist, sich gegen sie auflehnt, jede vielmehr ihnen den Stoff der eigenen Arbeit entnimmt. Damit ist aber auch dem Streit unter den Philosophen ein gewisses Maß und Ziel gesetzt. Anlaß zum Streit wird es zwar auch so noch genug geben, gibt es ja aber in jeder Wissenschaft. Sogar Manches, was sich durch reine Beobachtung entscheiden läßt, ist oft lange zweifelhaft, und sobald erst von Thatsachen zu Systemen, Theorieen, Hypothesen fortgegangen wird — man hospitire etwa bei Physiologen und Pathologen — da ist der leidige Streit ganz an der Tagesordnung. Aber warum leidig? Wo eine Sache des Streites werth ist, weshalb sollte man da nicht wirklich um sie streiten? Wird doch auch außerhalb des wissenschaftlichen Bereichs, im öffentlichen und im gemeinen Leben, genug gezankt, und von allen den Kämpfen, die unsers Fleisches Erbtheil, sind die wissenschaftlichen sicher weder die schlimmsten noch die unfruchtbarsten; schon der Kampf selbst, ja das Unterliegen im Kampf, ist hier baarer Gewinn;

er ist, von Auswüchsen abgesehen, nur das erfreuliche Symptom, daß die Wissenschaft lebt und fortschreitet. Es ist daher sehr zu wünschen, daß der ewige Friede, wenn er einmal geschlossen wird, sich nicht bis auf dieses Gebiet erstrecke; ganz gewiß hatte Kant einen Separatartikel dafür in petto. Sollte die Philosophie wirklich noch etwas mehr des Streites zeigen, als ihre Colleginnen, so möchte dies zum Theil von der größeren Schwierigkeit ihrer Probleme herrühren; sie hat keinen Grund, mit diesem Umstande groß zu thun, aber auch keinen, sich seiner zu schämen. Wenn sie vielleicht sogar unter den Specialforschern selbst den einen oder andern Zwist verschuldet hat, so scheint hinwieder mancher nur darum so unlösbar, weil man ihn ohne sie glaubt ausfechten zu können. Es ist wahr, 2000 Jahre und darüber sind eine schöne Zeit. Aber die andern Wissenschaften haben sich auch nicht übereilt; ihre Vertreter selbst sagen uns, die Mechanik datire eigentlich erst von Galilei, die physische Astronomie von Newton, die Chemie von Lavoisier u. s. w. Da nun die Philosophie von den andern Wissenschaften abhängt, so haben diese ihr keine Säumniß vorzuwerfen. Zudem hat es mit den 2000 Jahren der Philosophie eine eigene Bewandtniß: obgleich sie frei ist von der Sucht, für jünger zu gelten, als sie ist, so verdient doch die von Herbart gemachte Berechnung ihres Alters oder vielmehr ihrer Lebenszeit gehört zu werden, der diese nicht höher als 400 Jahre schätzte (200 in der alten, 200 in der neuen Zeit).

Ich habe auf den Schluß die Besprechung desjenigen Erkenntnißzweiges verspart, welcher der Philosophie, unbeschadet ihrer Universalität, am eigenthümlichsten ist, und dessen hervorragende Pflege den Hauptvorzug der neueren Philosophie vor der antiken bildet. Die Philosophie ist nicht bloß Realwissenschaft, sondern auch Erkenntnißwissenschaft. Denn es muß vom

Erkennen ebensogut ein Erkennen, und zwar gleichfalls ein möglichst vollkommenes, ein wissenschaftliches, geben, als von irgend einem andern, im engeren Sinne so heißenden, Gegenstande. Alles, was ist, ist werth, gewußt zu werden, dies wird unbedingt auch vom Wissen und Erkennen selbst gelten; eines äußeren Nutzens bedarf's auch hier nicht. Die Philosophie verfolgt aber auch als Erkenntnißlehre nur einen Weg, welchen schon die übrigen Wissenschaften betreten. Beide lassen sich auch auf diesem Gebiete nur wie Universalwissenschaft und Specialwissenschaften unterscheiden. Zwar sind jene zugleich vorwiegend Realwissenschaften und haben es nicht ebenso angelegentlich und ausdrücklich, wie auf die Erkenntniß der Gegenstände, auf die der Erkenntniß selbst abgesehen; entsprechend wie die erstere in ihnen nicht selten einen einseitig praktischen Zug hat, von welchem die Erkenntnißtheorie am weitesten abliegt. Gleichwohl lassen sich auch die Specialforscher, ja schon die rationelleren Praktiker, auf erkenntnißtheoretische Ueberlegungen ein. Aber allerdings thun sie es nur so weit, als sie es für die Realerkenntniß oder für praktische Zwecke nöthig finden. Ferner pflegen die Specialforscher ihre dahingehörigen Betrachtungen nur in Hinsicht auf ihren besondern Gegenstand, sowie nur einleitungs- und bruchstückweise anzustellen, und sich vom allgemein Erkenntnißtheoretischen bei Zeiten auf speciell Methodologisches zurückzuziehen, ja gern auch dieses wieder auf die zur Ermittlung des rein Thatsächlichen dienenden Methoden zu beschränken. So wenig dieses alles nun auch bereits das ist, was eine Erkenntnißlehre sein soll, so gewiß erhellt doch daraus das allgemeine wissenschaftliche Bedürfniß einer solchen; und es wird kaum einen sicherern Maßstab für die Wissenschaftlichkeit eines Menschen geben, als der Grad, in welchem er dieses Bedürfniß empfindet, und die Art, wie er es zu be-

friedigen weiß. Die Philosophie hat nun auch hier nur die Fäden zusammenzuziehen, welche schon, von den andern Wissenschaften gesponnen, vorliegen. Nur wird ihre Arbeit hier eine verhältnißmäßig größere und eigenthümlichere sein, als in der Realerkenntniß, weil die Vorarbeit geringer ist. Die Einzelwissenschaften lassen denn doch manche Theile der Erkenntnißlehre ganz unangebaut, namentlich die allgemeinsten und grundlegenden, welche jede von ihnen gleichmäßig und keine insonderheit berühren — wie es auch im gewöhnlichen Leben mit Geschäften geht, die man gleich gut von Jedem erwarten kann, und die eben darum liegen bleiben, wenn sie nicht Einem ausdrücklich aufgetragen werden. Wir können dessenungeachtet nach dem vorhin Bemerkten selbst die Erkenntnißlehre nicht als einen Einwurf gegen unsern Satz gelten lassen, daß es eine philosophische Disciplin im eigentlichen, d. h. ausschließenden Sinne gar nicht gebe. — Die Erkenntnißlehre zerfällt in einen formalen und einen materialen Theil; jener wird Logik, dieser wird Erkenntnißlehre im engeren Sinne oder auch Erkenntnißkritik genannt. Die Logik insbesondere hat in der neueren Zeit heftige Angriffe erduldet und überstanden; dieselben haben nur diese oder jene Behandlungsweise der Logik, nicht sie selbst gefährden können. Denn die Lehre vom Erkennen, sofern es auf richtigem Denken beruht, oder auch die Lehre vom Denken, sofern es dem Erkennen dient, ist etwas hinreichend Eigenthümliches und Wichtiges, um eine besondere Pflege zu gestatten und zu erfordern. Eine bloß formale Wissenschaft muß sie freilich sein und bleiben; denn das Denken ist bloße Formthätigkeit, welcher der Stoff durch die Wahrnehmung gegeben sein muß; aber ein begründeter Vorwurf, der des Formalismus, würde ihr hieraus nur dann erwachsen, wenn sie, wie gerade ihre entschiedenste Gegnerin, die speculative Logik, thut, die

Form für mehr als bloße Form hielte und daran wohl gar den Kern aller Erkenntniß zu besitzen wähnte. Die Erweiterung und Erfrischung hingegen, welche ihr neuerdings durch nähere Anschließung an die Real- und Specialwissenschaften zu Theil geworden, ist ihr sehr wohl bekommen; und auch die letzteren haben ausdrücklichen Geständnissen zufolge Nutzen aus solcher Logik gezogen. Es beruht eben auch in diesem Zweige alles Gedeihen auf dem Zusammenwirken der Philosophie und der übrigen Wissenschaften. Die Logik zeigt nun aber nur, wie wir denken müssen, um zu erkennen — wenn es wirklich ein Erkennen gibt. Die höchste Frage der Erkenntnißlehre ist jedoch, ob und in welchem Sinne und welchen Schranken wir zu erkennen vermögen. Diese Frage wird uns schon durch das aufgedrungen, was nach alten philosophischen Vorgängern die Physiker und Physiologen von der völligen Ungleichheit unserer Sinnesempfindungen mit den sie hervorrufenden äußeren Reizen lehren. Aber auch die räumlichen und zeitlichen Bestimmungen der Dinge und die sogenannten Verstandesbegriffe, Substanz, Ursache u. s. w., ohne welche zunächst nur wir die Erscheinungen nicht denken können, haben sich hinsichtlich ihres Erkenntnißwerthes auszuweisen. Nicht minder erhebt sich in Betreff der logischen Formen die Frage, ob und inwiefern sie zur Wahrheit führen; wie die Realwissenschaft für die Logik, werden beide wieder Gegenstand für die Erkenntnißkritik. Selbst der Zweifel ist bis auf Weiteres berechtigt, mit welchem Grunde wir überhaupt äußere, von unserem Bewußtsein unabhängige, Gegenstände annehmen. Sie existiren doch offenbar zunächst nur in unserem Bewußtsein oder, wenn man diese Präposition vorzieht, für unser Bewußtsein; die Behauptung, daß sie existiren, ist völlig gleichbedeutend mit der Behauptung, daß sie unserem Bewußtsein sich als existirend aufdringen: wie kommen

wir nun dazu oder wie bleiben wir dabei, ihnen auch eine Existenz abgesehen von unserem Bewußtsein zuzuschreiben? Hiermit wäre ich aber zu guter Letzt bei einem Punkte angelangt, wo eine Schutzrede für die Philosophie den geduldigsten Hörer zu vertreiben droht. Denn „was kann es Abgeschmackteres geben, als der geäußerte Zweifel!“ Aber auf der andern Seite: was kann es wissenschaftlich Unzulänglicheres geben, als wenn man dem abgeschmacktesten Zweifel nichts Besseres als einen unwilligen Ausruf entgegenzusetzen hat? und wie läßt sich verkennen, daß jener mit den erwähnten Ergebnissen der Naturforschung in einer und derselben Richtung liegt?

Das unauflösliche Band, welches wir zwischen der Philosophie und den übrigen Wissenschaften ebenso in erkenntnißtheoretischer wie n realwissenschaftlicher Hinsicht gefunden haben, kann uns schließlich auch in der ausgesprochenen Meinung über das Verhältniß zwischen Philosophie und Praxis nur bestärken. Je enger jenes Band geschlungen ist, desto deutlicher tritt, bei der anerkannten Bedeutung der Einzelwissenschaften für die Praxis, auch die Wichtigkeit der Philosophie für die letztere zu Tage. Es mag ein Philosophiren geben, wobei für das Leben, besonders anderer Menschen, wenig oder nichts herauskommt: es gibt aber auch andere wissenschaftliche Beschäftigung, von welcher dasselbe gilt; der in seinen Knochen oder Handschriften Leben und volles Genüge findende Pedant und der von Sinn für die Wirklichkeit entblößte Speculant sind, dächte ich, durchweg gegen einander zu wagen. Echte Philosophie, ihrem Wesen nach Eines mit echter Wissenschaft, wird immer auch praktisch, und ist einstweilen schon an und für sich eine gute Praxis.

(812)

Berlin, Druck von Gebr. Unger (C. Unger), Königl. Hofbuchdrucker.

Rammelsberg, Prof. Dr. C. F., Leitfaden für die **qualitative** chemische Analyse. **Fünfte Auflage. 1867.** VI. u. 151 S. gr. 8. 20 Sgr.

Von demselben Verfasser erschien:

Rammelsberg, Dr. C. F., Leitfaden für die **quantitative chemische Analyse,** besonders der Mineralien und Hüttenprodukte. 1863. **Zweite umgearbeitete Auflage.**
Ermäss. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Rammelsberg, Dr. C. F., Lehrbuch der **chemischen Metallurgie.** 1865. **Zweite umgearbeitete Auflage.** 3 Thlr.

Rammelsberg, Prof. Dr. C. F., **Grundriss der unorganischen Chemie** gemäss den **neueren Ansichten.** 1867. **Zweite Auflage.** 306 S. gr. 8. 1 Thlr. 6 Sgr.

Schweichel, Rob., **Im Hochland.** Novellen aus der romanischen Schweiz. Dritte Sammlung. 1868. 8. 340 S.
1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Heimathlos. — Die Rose von Lavanché. — Brigitte.

Von demselben Verfasser erschien:

Schweichel, **In Gebirg und Thal.** (I. Samml.) 1 Thlr. 21 Sgr.
Inhalt: Das weiße Kreuz in Ormont. — Der Schmuggler. — Die Wildheuerin.

Schweichel, **Jura und Genfersee.** (II. Samml.) 1 Thlr. 15 Sgr.
Inhalt: Der Uhrmacher vom Lac de Joux. — Die beiden Vincent.

Taubert, Dr. Emil, **Neue Gedichte.** 1868. 218 S. 8. 1 Thlr.
eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 10 Sgr.

Früher erschien:

Troschel, Prof. Dr. Fr. Herm., **Handbuch der Zoologie. Sechste umgearbeitete Auflage.** Nach dem Handbuche von **Wiegmann** und **Ruthe** aufs Neue vermehrt und verbessert. 1864. gr. 8. 702 S. 2 Thlr. 20 Sgr.

Ruthe, J. F., **Flora der Mark Brandenburg** und der Niederlausitz. 2. Auflage. Mit 2 lith. Tafeln. 1834. gr. 8. XXVI. u. 687 S. Ermäß. Preis 1 Thlr.